

Im Neinsagen liegt die Kraft

Interview Der Schauspieler Sebastian Koch kehrt mit dem ARD-Film „Eine Liebe für den Frieden“ als Alfred Nobel ins Fernsehen zurück.

Es ist Sebastian Kochs erster Film fürs deutsche Fernsehen seit vier Jahren. „Eine Liebe für den Frieden“ schildert die Beziehung des schwedischen Chemikers, Erfinders und Preisstifters Alfred Nobel mit Bertha von Suttner – 1876 wurde sie kurze Zeit seine Privatsekretärin. Die Journalistin, Schriftstellerin und Friedensaktivistin erhielt 1905 als erste Frau den Friedensnobelpreis.

Herr Koch, kann sich ein Schauspieler Ihres Formats eigentlich seine Rollen aussuchen?
Die Rollen kann ich mir schon aussuchen, dazu braucht es kein Format. Aber überhaupt erst mal gute Rollen beziehungsweise Drehbücher zu bekommen, das ist nicht so einfach, sonst wäre „Eine Liebe für den Frieden“ nicht mein erster deutscher Fernsehfilm seit vier Jahren gewesen.

Aber Sie haben doch bei internationalen Projekten mitgewirkt.
Das stimmt, und darüber bin ich auch sehr glücklich. Es kamen tolle Angebote aus England und Frankreich, die mich sehr gereizt haben.

Fürchten deutsche Produzenten angesichts Ihrer internationalen Karriere womöglich, dass Sie ohnehin keine Zeit hätten oder zu teuer wären?
Das mag sein, wäre aber sehr schade, da ich sehr gerne in Deutschland drehe. Ich liebe die Sprache, bin hier zu Hause und absolut offen für spannende deutsche Projekte.

Was hat Sie am Drehbuch zu „Eine Liebe für den Frieden“ gepackt?

Die Rolle des Alfred Nobel, das war Liebe auf den ersten Blick. Es hat großen Spaß gemacht, diesen etwas merkwürdigen, sehr zurückgezogen lebenden Menschen zu erforschen. Man weiß von Nobel, dass er das Dynamit erfunden hat, aber mehr im Grunde auch nicht. Ich mochte ihn auf Anhieb, weil er etwas Kauziges hat. Er war einer der reichsten Junggesellen seiner Zeit, hat aber die Salons und roten Teppiche gemieden und sich lieber in sein Labor zurückgezogen, um herauszufinden, was die Welt im Innersten zusammenhält. Der Mann strahlt Ruhe und Würde aus, er hat einen subtilen Sinn für Humor – das war mir alles sehr sympathisch.

Die Beschreibung passt auch auf den Russen, den Sie in „Stirb langsam – Ein guter Tag zum Sterben“ gespielt haben, zumindest bis zu dem Moment, als sich der Mann als Schurke offenbart.
Dass mir derart unterschiedliche Rollen angeboten werden, ist ein wunderbares Geschenk, worüber ich unendlich dankbar bin. Anfangs war die Rolle stark an Michail Chodorkowski angelehnt, das ist dann leider mehr und mehr geändert worden, weil die Produzenten befürchteten, sie würden den russischen Markt verlieren. Sehr schade.

Ist mit „Stirb langsam“ so etwas wie ein Kindheitstraum in Erfüllung gegangen?
Einmal im Leben bei einer derartigen Produktion mitzuwirken ist tatsächlich ein großer Wunsch gewesen. Produktionen dieser Größenordnung gibt es in Europa selten. Ein Budget von 20 Millionen empfinden wir schon als enorm, weil es die große Ausnahme ist. Mein letzter europäischer Film mit einem vergleichbaren Budget war „Black Book“ und hat 17 Millionen Euro gekostet. Eine große Hollywood-Produktion kostet zehnmal so viel. Und alles ist mit einer beeindruckenden Präzision bis ins Kleinste vorbereitet. Am Set halten sich bis zu dreihundert Menschen auf.

Zuletzt standen Sie für Steven Spielbergs Spionagethriller aus der Zeit des Kalten Krieges vor der Kamera. Lassen sich die beiden Produktionen vergleichen?
Nein, überhaupt nicht, das ist ja kein Actionfilm, aber auch hier war der Stab riesig.

Gleichzeitig haben Sie in Frankreich und am Bodensee „Bamborski – Der Fall Kalinka“ gedreht. Wie war das?

Durch die Parallelität der beiden Projekte und die unterschiedlichen Sprachen sehr strapazios. Ich habe so etwas schon lange nicht mehr gemacht und vermeide dieses Springen zwischen mehreren Produktionen nach Möglichkeit, aber als Spielberg anrief und mich ohne Casting besetzen wollte, habe ich natürlich nicht Nein gesagt.

Sind Anrufe dieser Art immer noch positive Spätfolgen von „Das Leben der Anderen“?

„Black Book“ hat sicher auch einen großen Teil dazu beigetragen, das waren die beiden Filme, die mir international den Weg geebnet haben.

Ihr Spektrum reicht vom Familienfilm wie „Das fliegende Klassenzimmer“ über Filmkunst bis zum Hollywood-Kracher. Gibt es trotzdem einen roten Faden?

Meinen festen Vorsatz, mich nicht zu wiederholen, und das ist mir auch ganz gut gelungen, glaube ich; zumindest stecke ich immer noch nicht in einer dieser Schubladen. Ich will in diesem Beruf immer wieder etwas Neues erleben, will mich mit möglichst unterschiedlichen Charakteren auseinandersetzen.

Ist dies das Geheimnis Ihres Erfolgs?

Es ist immer schwer, so eine Frage selbst zu beantworten. Ich glaube auch nicht, dass es da ein Geheimnis gibt. Ich kann nur sagen, dass ich mich aus Prinzip nicht verbiege. Ich nehme nie eine Rolle an, nur weil sie gut für die Karriere wäre. Man kann mich weder mit Geld noch mit der Aussicht auf Ruhm locken. Deshalb kann ich bei der Auswahl meiner Rollen ganz entspannt vorgehen. Neinsagen hat eine große Kraft.

Wenn man sich anschaut, wie viel Sie drehen, sagen Sie offenbar auch sehr oft Ja.



Sebastian Koch spielt Alfred Nobel (1833–1896), den Erfinder des Dynamits. Foto: ARD

Nein, das täuscht. Nach dem Pilotfilm zu Ridley Scotts Serie „The Vatican“ zum Beispiel habe ich fast ein Jahr lang still gehalten, ehe die Dreharbeiten zu „Eine Liebe für den Frieden“ begannen. Wobei ich, ehrlich gesagt, froh war, dass es bei „The Vatican“ beim Piloten geblieben ist, denn nach der Unterschrift hatte ich das erste Mal das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben. Die Serie hätte mich fünf Jahre lang jedes Jahr sechs Monate beansprucht. Für meine Karriere wäre sie allerdings toll gewesen.

Manche Ihrer Kollegen wollen mehr Einfluss auf Stoffe nehmen und treten daher auch als Koproduzenten auf oder inszenieren die Filme gleich selbst. Haben Sie Ambitionen in diese Richtung?

Als Regisseur sehe ich mich nicht, aber ich habe sehr großes Interesse daran, Drehbüchern den nötigen geschützten Raum und damit die Zeit zu geben, sich zu entwickeln, ohne Förderauflagen, Senderdirektiven oder Produktionsdruck. Wer diese Drehbücher dann produziert, werden wir sehen.

Die Fragen stellte Tilmann Gangloff.

ARD, Samstag, 20.15

FILM- UND FERNSEHKARRIERE

Anfänge Sebastian Koch wurde 1962 in Karlsruhe geboren und wuchs in Stuttgart auf. Der 52-Jährige ist einer der gefragtesten deutschsprachigen Schauspieler im internationalen Kino. Bekannt wurde er 1997 durch die Rolle des Terroristen Andreas Baader in Heinrich Breloers TV-Zweiteiler „Todesspiel“. 2002 wurde er gleich zweimal mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet: für den „Tanz mit dem Teufel – Die Entführung des Richard Oetker“ und für Breloers „Die Manns“. Das Oscar-gekürzte Stasidrama „Das Leben der Anderen“ (2006) ebnete ihm den Weg zu internationalen Rollen; unter anderem spielte er den Bösewicht im fünften „Stirb langsam“-Film.

Aktuell „Eine Liebe für den Frieden“ an diesem Samstag ist ein historisches Drama über die unerfüllte Liebe zwischen Bertha von Suttner (Birgit Minichmayr) und dem Erfinder Alfred Nobel. Zuletzt stand Koch für einen Agententhriller von Steven Spielberg sowie für das unter anderem in Lindau gedrehte Drama „Bamborski – der Fall Kalinka“ vor der Kamera. Er spielt hier einen Arzt, der verdächtigt wird, eine junge Französin ermordet zu haben, und vom Vater des Mädchens entführt wird. tpg

ARD vor ZDF am Neujahrstag

Quoten Fast neun Millionen Zuschauer sehen den zweiten „Tatort“ aus Weimar.

Das „Tatort“-Jahr hat erfolgreich begonnen. Nora Tschirner und Christian Ulmen lockten als Kriminalkommissare Kira Dorn und Lessing am Neujahrstag von 20.15 Uhr an 8,87 Millionen vor den Bildschirm. Der zweite Fall des Weimarer Duos hatte gut 800 000 Zuschauer mehr als das Debüt im Jahr 2013. Für die ARD bedeutete das einen Marktanteil von 23,9 Prozent im Gesamtpublikum, auch bei den jüngeren Zuschauern im Alter von 14 bis 49 Jahren war die Episode „Der Irre Iwan“ mit 21,4 Prozent Marktanteil ein Quotenhit. Der Heile-Welt-Klassiker „Das Traumschiff“ im ZDF musste sich mit Platz zwei begnügen und hatte 7,61 Millionen Zuschauer (20,6 Prozent).

Die Pannenshow „Life! Dumm gelaufen“ mit Kaya Yanar und seinen Alter Egos Hakan und Ranjid ließ derweil 3,27 Millionen Zuschauer (9,3 Prozent) RTL einschalten. Den Actionfilm „Mission: Impossible – Phantom Protokoll“ auf ProSieben sahen 2,53 Millionen (7,4 Prozent). Kabel eins hatte den südafrikanischen Tierfilm „Die lustige Welt der Tiere“ im Programm, das wollten 2,04 Millionen sehen (5,6 Prozent). Der Abenteuerfilm „Die drei Musketiere“ auf Sat 1 erreichte 1,90 Millionen (5,4 Prozent). Für die Musik-Dokumentation „We are the Champions! – 40 Jahre Queen“ bei Vox konnten sich 1,00 Millionen (3,6 Prozent) erwärmen. dpa

ZDF-Serie

Wissenschaftsstudie zu „Dr. Klein“

Die Vorabendserie des ZDF „Dr. Klein“ mit Christine Urspruch in der Rolle einer kleinsten Kinderärztin wird von Forschern der TU Dortmund wissenschaftlich begleitet. Nachdem der Serie vorgeworfen worden war, sie stelle Behinderung „beschönigend-banal“ dar, werde nun die Medienwirkung der Sendereihe untersucht, kündigte die Hochschule am Freitag an. Die Serie „Dr. Klein“, die im Oktober im ZDF startete, zeigt nach Ansicht der Wissenschaftler von der Fakultät Rehabilitationswissenschaft, wie über Behinderung unterhalten und anschaulich kommuniziert werden kann. Die Wissenschaftler wollen untersuchen, wie das Format bei den Zuschauern ankommt und ob dadurch die Scheu im Umgang mit behinderten Menschen abgebaut werden kann. epd

ZDF-„Traumschiff“

MS Deutschland hat Millionenschulden

Auf der als ZDF-„Traumschiff“ bekannten MS Deutschland lasten 60 Millionen Euro Schulden. Das teilte der Sprecher des Insolvenzverwalters am Freitag in Kiel mit. Das Insolvenzverfahren für die Reederei und die Betreibergesellschaft des Schiffes ist nunmehr eröffnet. Es läuft beim Amtsgericht Eutin. Neben den Verbindlichkeiten der MS Deutschland gebe es auch etwa zwei Millionen Euro Außenstände, die die Reederei betreffen. Allein die Beteiligungsgesellschaft habe rund 1500 Gläubiger. Sie sollen demnächst ihre Forderungen beim Insolvenzverwalter anmelden. Die erste Gläubigerversammlung ist am 20. Februar in Eutin geplant. Auf der MS Deutschland hat das ZDF immer wieder für die Reihen „Das Traumschiff“ und „Kreuzfahrt ins Glück“ gedreht. „Das ZDF führt Gespräche über ein neues ‚Traumschiff‘“, sagte ein Sprecher des Mainzer Senders der Deutschen Presse-Agentur. „Es gibt aber derzeit noch keine konkreten Ergebnisse, die wir bestätigen könnten.“ dpa

Sat-1-Magazin

Joko und Klaas feiern Ulrich Meyer

Der alte Meister trifft junges Entertainment: Die Entertainer Joko Winterscheidt (35) und Klaas Heufer-Umlauf (31) werden an diesem Dienstag (22.30 Uhr) Ulrich Meyer (59) zum zwanzigsten Geburtstag seines Sat-1-Magazins „Akte“ hochleben lassen und den routinierten Meyer mit ein paar Überraschungen konfrontieren. Die Sendung, die am 4. Januar 1994 zum ersten Mal zu sehen war, gehört zu den wenigen Bestandteilen im Sat-1-Programm, die nicht ausgetauscht wurden. Wenn es nach Meyer geht, ist trotz starker Konkurrenz, gerade im Netz, noch lange nicht Schluss mit dem Recherche-Format. dpa

Auf der Wippe, auf der Schippe

Sybille Simon-Zülch

Parodie Das Schlüpfen in eine andere Haut ist eine Kunst. Olli Dietrich beherrscht sie – nur ist das nicht immer lustig.



Anke Engelke und Bastian Pastewka als Volksmusikduo Wolfgang und Anneliese zeigen, wie es geht. Foto: Sat 1

Aufgeräumt verkündete Frank Plasberg letzten Samstag am Ende seiner Show „2014 – das Quiz“: „Freuen Sie sich jetzt auf Olli Dietrich mit seinem ‚Talkgespräch‘, in dem er die Talkshows veräppelt.“

Schon in den durchweg entusiastischen Vorkritiken war zu lesen, der grandiose Olli Dietrich werde, nach dem ebenfalls begeistert aufgenommenen „Frühstücksfernsehen“, jetzt die Talkshows „auf die Schippe nehmen“, „aufs Korn nehmen“ und „durch den Kakao ziehen.“ Bei „Spiegel-Online“ wurde gar geschwärmt: „Olli Dietrich macht die Sinnlosigkeit von Talkshows sichtbar.“ Und das in einem Online-Portal, in dem nach fast jeder Talkshow ellenlange, sinnlose Nacherzählungen von Talkshows geschrieben werden, mit dem Fazit, es sei wieder mal sinnlos gewesen, von dieser Talkshow und den immergleichen Gästen etwas anderes zu erwarten als das, was man schon vorher hätte wissen können.

Damit sind freilich die Talkshows von Anne Will, Maybrit Illner, Günther Jauch, Sandra Maischberger und Frank Plasberg gemeint. Die wiederum wollte Olli Dietrich weder „durch den Kakao ziehen“ noch „veräppeln“. Er hatte vielmehr die „Sinnlosigkeit“ von Talkshows im Sinn, die schon programmatisch ausschließlich der Unterhaltung dienen, solche wie die „NDR-Talkshow“, „3 nach 9“ oder Bettina Böttingers „Kölner Treff“, in denen Gäste sitzen, die für ihr neues Buch werben, für ihren neuen Film oder die eingeladen wurden, weil sie etwas Skurriles – manchmal auch Tragisches – aus ihrem Leben zu erzählen haben.

Harmlose Talkshows also, die niemandem wehtun, sondern nur, mehr oder weniger gelungen, palavernd die Zeit vertreiben. Und dieses Talkshow-Genre, mit einer Sitzordnung wie in den Thementalkshows, hat sich Olli Dietrich nun auserkoren für seine – ja, was ist das denn gewesen: Persiflage? Parodie? Satire? Ich möchte mal sagen: nichts von all dem. Auf die Gefahr hin, mich bei den vielen Dietrich-Fans unbeliebt zu machen, füge ich hinzu: Ich hab mich sehr gelangweilt. Denn in seinem „Talkgespräch“ mit vier Gästen und einer Moderatorin, Cordula Stratmann, hat

Olli Dietrich zwar erneut bewiesen, wie glänzend er sprachlich, körpersprachlich und mimisch menschliche Typen imitieren kann. Besonders gelungen: seine Imitation einer abgehalfterten Schauspielerin wie Trixie Dörfler. Aber leider hat er auch bewiesen, wie lang eine halbe Stunde sein kann, wenn in dieser Zeit nicht mehr passiert als eine unelendig-bräsig Verdoppelung der vermeintlich parodierten Langeweile. Was Olli Dietrich zelebriert, ist seine Kunst der peniblen Anverwandlung. Und wenn er sich dann

mal eine Karikierung oder Übertreibung leistet, wird es albern, wie der Vogelflug des Naturforschers Andreas Baesecke. Man kann vielleicht sagen: Olli Dietrich ist nur genervt, nicht etwa belustigt von einem Genre, das er weniger parodieren, vielmehr als geistlos entlarven will. Deshalb erreicht auch sein „Talkgespräch“, das bei den Dietrich-Fans nur bereits weit offene Türen einrennt, nicht mal die Unterhaltsamkeit des Originals.

Da waren Anke Engelke und Bastian Pastewka, das Volksmusikduo Wolfgang und Anneliese Funzichler, ganz anders. Für ihre mimische Anverwandlung in „Fröhliche Weihnachten“, bei Sat 1 genügten ihnen damals Dauerwelle, Dirndl, falsche Zähne (Engelke), schmierig onduliertes Haar, Trachtenjoppe (Pastewka) – und bei beiden unentwegtes Grinsen. Aber das Entscheidende: sie haben das gruselige Genre Volksmusikshows nicht verachtet, es gab auch für das Milieu der Engelke/Pastewka-Fans nichts zu entlarven. Stattdessen haben die beiden hingebungsvoll gespielt mit dem von ihnen brillant parodierten Genre. Und das ist ihnen so gespenstisch gut gelungen, wie es nur gelingen kann, wenn man Lust und ein wenig Zuneigung für das Phänomen aufbringt, das man sich vornimmt.

Oliver Kalkofe mit seiner Hassliebe zum Fernsehen hat wiederum eine andere Art der Parodie entwickelt. Man konnte das am Samstag, noch vor Dietrichs „Talkgespräch“ im Ersten, bei Tele 5 bewundern, wo er mit „Kalkofes Jahresrückblick – Fresse 2014“ zwei Stunden lang dem Fernsehen – wie der Titel schon sagt – die Fresse polierte. Er macht das mit seiner bewährten Methode: Verkleidet, frisiert und sprechend wie die Figur, neben der er plötzlich auftaucht, zieht er mit brachialem Humor, oft auch unter Verwendung von nicht zitierbarer fäkaler Sprache vom Leder. Und es ist manchmal sehr lustig, wenn er, zum Beispiel, das „Dschungelcamp“ den „Publicity-Gnadenhof der Verstrahlten und Vergessenen“ nennt. Dass Kalkofe jemanden nur „auf die Schippe nimmt“, kann man nicht behaupten. Wo er draufhaut, knallt's. Und das kann sehr befreiend sein.